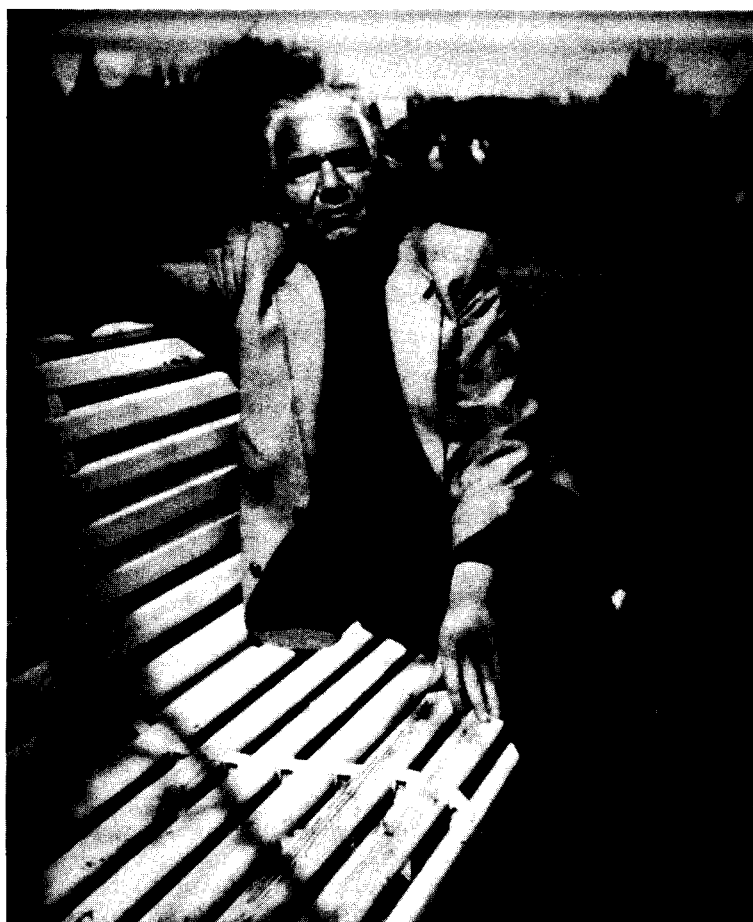

Helmut Tacke

CHRISTA LAUTHER/CHRISTIAN MÖLLER

I. Biographie

Geboren am 04. Juni 1928 in Bremen als Sohn des Kaufmanns Wilhelm Tacke und seiner Ehefrau Karoline geb. Buschmann. Schulbesuch in Bremen; 1944 von der Schulbank weg zur Wehrmacht geholt, alsbald in englische Gefangenschaft geraten; daraus 1945 entlassen; 1947 Beginn des Theologiestudiums in Wuppertal und Beginn der kirchenmusikalischen Ausbildung in Düsseldorf; 1950 Fortsetzung des Theologiestudiums in Göttingen, mit Schwerpunkt Systematische Theologie, vor allem bei Hans Joachim Iwand, Ernst Wolf, Otto Weber und Friedrich Gogarten; 1953 I. Theologisches Examen; 1953–55 Vikariat in Aurich und Osnabrück und im Predigerseminar Wuppertal; 1955 II. Theologisches Examen; seit 1955 verheiratet mit Ursula geb. Duit. 3 Kinder; 1955–1956 Hilfspredigerzeit bei der norddeutschen Mission in Bremen; 1956–1958 Studieninspektor am Predigerseminar der reformierten Kirche in Wuppertal. 1958–1965 Pfarrer der »Evangelisch-reformierten Gemeinde in Hamburg-Altona«; daneben Schulmusikstudium in Hamburg mit Orgel als Hauptfach; 1965 bis 1968 Pfarrer der Deutschen Evangelischen Gemeinde in Istanbul, mit intensiven Beziehungen zum ökumenischen Patriarchat der Orthodoxen Kirche; 1968–1977 Leitung des reformierten Predigerseminars in Wuppertal; darin vor allem Homiletik und Seelsorge lehrend; 1975 erschien »Glaubenshilfe als Lebenshilfe. Probleme und Chancen heutiger Seelsorge«, Neukirchen 1975, ²1979, ³1993; in Wuppertal regelmäßig gepredigt und in der Jugendarbeit, vor allem auf musikalischem Gebiet, mit eingesetzt; ebenso Religionsunterricht erteilt; regelmäßig Orgeldienst in einer Gemeinde versehen und Mitarbeiter in der Telefonseelsorge; 1977–1986 Pfarrer der Deutschen Auslandsgemeinde in London. 1988 gestorben in Bremen. 1989 ist das noch von Tacke selbst redigierte und seiner Frau und seinen Kindern gewidmete Buch erschienen: »Mit den Müden zur rechten Zeit zu reden. Beiträge zu einer bibelorientierten Seelsorge.«



Helmut Tacke

1. Erinnerung an Helmut Tacke

CHRISTIAN MÖLLER

Was für ein Seelsorger und was für eine Seelsorge verbirgt sich in diesen wenigen Lebensdaten? Ich erinnere mich an Helmut Tacke als einen Menschen von seltener Wachheit, Aufmerksamkeit und Zugewandtheit, die seine Gegenwart stets zu einem Ereignis machten. Zugleich war er von einer Unruhe getrieben, die für Außenstehende und Freunde bewegend, für ihn selbst und seine Familie aber auch verzehrend war. Er war ein leidenschaftlicher Theologe. Über das gesprochene Wort und alle theologischen Reflexionen hinaus trieb es ihn immer wieder in die Musik, und zwar so sehr, daß es schien, als sei er dort in seinem wahren Element. Von reformierter Tradition geprägt und von der Selbständigkeit reformierter Gemeinden fasziniert, war er doch zugleich für die Theologie Martin Luthers aufgeschlossen, ja regelrecht begeistert, nachdem er bei Hans Joachim Iwand in Göttingen studiert hatte. Es trieb Helmut Tacke auch zweimal über die deutschen Grenzen in Auslandsgemeinden hinaus, einmal für drei Jahre in die Evangelische Gemeinde nach Istanbul, wo er die Gelegenheit nutzte, intensive Kontakte zum ökumenischen Patriarchat der Orthodoxen Kirche aufzunehmen; zum andern neun Jahre in die Evangelische Auslandsgemeinde nach London, wo er die Begegnung mit deutsch-jüdischen Emigranten suchte. Aus den Zeiten seiner eigenen Depressionen, die ihm zunehmend zu schaffen machten, gewann Helmut Tacke die Erfahrung im Umgang mit Schwermütigen und mit vielen anderen Menschen, die seine Seelsorge suchten.

Wie Seelsorge in Theorie und Praxis bei Helmut Tacke aussah, soll durch die Erinnerungen von Frau Christa Lauther deutlich werden:

2. Begegnungen mit dem Seelsorger Helmut Tacke

CHRISTA LAUTHER

Befreiung – dies Wort taucht auf, wenn ich mich an die Begegnungen mit Helmut Tacke erinnere und mitzuteilen versuche, was sie mir bedeuteten. Es war, als sei ich eingetreten in einen Raum von Gelassenheit, wo es keine Forderungen gab, die mich entmutigt hätten, wohl aber Zu-Mutung, Ermutigung, wenn ich diesen Raum wieder verließ.

Helmut Tacke glaubte sich und seinen Partner im »Schutzbereich des Namens« Gottes (Glaubenshilfe als Lebenshilfe, Neukirchen, ³1993, 77). Das ließ, so empfand ich, alles zu: Weinen und Lachen, Äußerungen des Unglaubens und des Glaubens, in jeder Sprache, ohne Zensur.

Er liebte die Anastasis-Darstellung der Orthodoxen Kirche, wie sie in der Chora-Klosterkirche in Istanbul erhalten ist: Christus, in strahlendem Weiß, hat die Pforten der Hölle zerbrochen, am Boden, kaum erkennbar, liegt der Teufel in jämmerlicher Hilflosigkeit auf dem Bauch, an Hals und Füßen gefesselt; Christi Hände aber ergreifen Adam und Eva und reißen sie aus ihren Gräbern, aus ihrer Gebundenheit heraus. Dies war ihm ein Bild der christlichen Freiheit, allerdings der Freiheit »im Zustand der Verheißung«; »wir machen nicht die *Erfahrung* der Freiheit der Kinder Gottes, eher die Erfahrung der Gebundenheit, aber im Glauben können wir aus der verheißenen Freiheit leben«. So schrieb er in einem Brief vom 24. 2. 1982:

»Um etwas ganz Ketzerisches zu sagen: die »christliche Freiheit« oder die »Freiheit der Kinder Gottes« ist für mich eigentlich mehr Utopie als Realität. Denn es müßten die eschatologischen Erfüllungen dazu kommen. Römer 8. Also Freiheit im Zustand der Verheißung. Denn *eine* Hürde wartet auf uns alle, und die läßt nach meinem Gefühl das große Wort Freiheit nur sozusagen »gebrochen« zu. In »gebrochenem Deutsch«. Eine allzu glatte Aussprache macht dieses Wort zur Phrase. Denn der Tod ist der Feind der Freiheit ...«

Von hier aus konnte Helmut Tacke in der seelsorgerlichen Begegnung den anderen und sich selber ernst nehmen und zugleich nicht ernst nehmen (vgl. das Kapitel »Das relativierte Ich« aus »Glaubenshilfe als Lebenshilfe« 213 ff.); nüchtern konstatierte er die jeweiligen Gebundenheiten, Begrenzungen, Beschädigungen, und zugleich glaubte er den anderen »in Christus«, wußte er in der Gewißheit des Glaubens, daß die »Pforten der Hölle« längst zerbrochen sind, aus denen Christus uns erst noch endgültig herausreißen muß.

In der Problematik einer schwierigen Mutter-Tochter-Beziehung nannte er meine Mutter eine »sehr ungewöhnliche« Frau, darin war eingeschlossen die Kenntnis ihrer neurotischen Verhaltensweisen, zugleich aber Respekt vor diesem Menschen, der auch zu den Gefangenen gehört, die Christus befreit hat und befreien wird. – Als ich ihm einmal sagte, ich wisse nicht, ob ich glaube oder nicht glaube, antwortete er: »Sie sind wichtig für die Menschen auf der Grenze.« Meine Situation, meinte er, bewahre mich vor zu glatten Worten, und ich könne die anderen bewahren vor dem »nihil«. So versuchte er nicht, mich zu »missionieren«, sondern ermutigte mich (in gewagter Zumutung) an meinem augenblicklichen Ort. – Als meine Schwester starb – sie hatte ihr Leben selber beendet – schrieb er an meine Mutter:

»Wenn ich jetzt ... mit Ihnen sprechen könnte, würde ich versuchen, von der Bedingungslosigkeit des Evangeliums zu sprechen. Auch unser Glaube ist keine Bedingung, um Gottes Eigentum zu sein. Wir wissen doch, wie arm unser eigener Glaube ist, oft nur ein »glimmender Docht« – und daß wir uns nicht auf unseren Glauben, sondern nur auf Gottes Treue verlassen können. In dieser unwandelba-

ren Treue ist auch Ihre Tochter geborgen. Geringer dürfen wir von Jesus Christus nicht denken, der am Kreuz gesagt hat: »Es ist vollbracht.« Er ist der Anfang und das Ende. In seiner Liebe sind alle Mühseligen und Beladenen gut aufgehoben ... In Istanbul gibt es eine kleine Kirche mit alten Fresken. Ich liebe sehr das Bild vom Auferstandenen, der die Wände der Hölle zerbricht und den dort gefangenen Adam herausholt in die Freiheit. Christus ist stärker als menschliche Verzweiflung und unser Unglaube« (Brief vom 14. 3. 1978).

Wie Helmut Tacke den anderen nicht überforderte, so wollte er auch dem Seelsorger nicht die überfordernde Rolle des Therapeuten zuweisen, vielmehr ihn als »Zeugen« verstehen, als Zeugen des befreienden Handelns Gottes (vgl. das Kapitel »Therapeut oder Zeuge« in »Glaubenshilfe als Lebenshilfe«, 147 ff.).

Er war sich dessen bewußt, daß ein Mensch dem anderen letzten Endes nicht helfen kann. Als meine Mutter verzweifelt war über den Tod ihrer jüngeren Tochter, schrieb er im selben Brief weiter:

»Sie wissen ..., daß ich in all diesen schweren Tagen in herzlicher Verbundenheit an Sie denke und daß ich gern ein wenig nach dem Pauluswort handeln würde: Einer trage des andern Last. Aber an der schweren Last, die Sie nun zu tragen haben, kann nur Gott selber mittragen. Oft sieht es so aus, als ob die Menschen, die selbst ihrem Leben ein Ende setzen, ein besonderes Geheimnis mit sich nehmen, das nur Gott erkennen kann ...« (Brief vom 14. 3. 1978).

Hierher gehört vielleicht auch, daß Tacke »bescheiden« über das dachte, was von uns gefordert wird, bescheiden im Sinn nüchternen Bescheidwissens über das »Defizit« des Menschen. Im sogenannten Doppelgebot der Liebe schien ihm ein bemerkenswerter Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Gebot zu bestehen: Gott sollen wir lieben aus ganzem Herzen ..., den Nächsten aber »nur« wie uns selbst. Mit der Forderung totaler Nächstenliebe wären wir überfordert. In einem Brief vom 13. 10. 1981 heißt es:

»Mir scheint die Differenz zwischen den beiden Geboten des Doppelgebots wichtig zu sein: Was vor Gott richtig ist, ist vor dem Nächsten nicht so ohne weiteres richtig. Gott sollen wir lieben mit »ganzem Herzen« usw. Dieser Ganzheits-Forderung könnte eine »vollständige Selbstaufgabe« (Formulierung von Viktor Gollancz, Zusatz d. Vf.) entsprechen. Aber die Liebe zu Gott ist von anderer Qualität als die Nächstenliebe. Ich soll meinen Nächsten nicht wie Gott lieben. Sondern: »wie mich selbst«. Das muß bedeuten: menschlich, in der selben Situation des Defizits ... Die Gottesliebe soll ganzheitlich sein, die Liebe zum Mitmenschen bleibt relativ.«

Helmut Tacke beherrschte die Kunst der Gesprächsführung wie ein Musiker sein Instrument. Und er besaß in hohem Maß die Gabe der

Empathie. Er verband sie mit vornehm-respektvoller Distanz. Meines Wissens war er sehr zurückhaltend mit dem Angebot des ›Du‹, vielleicht als doppeltes Signal: daß der andere ein eigenständiger Mensch aus Gottes Hand ist, in welcher Lage er sich auch befinden mag, und daß menschliche Nähe, menschliche Wärme und Stärke letzten Halt nicht bieten können und es falsch wäre, den andern an die eigene Person zu binden.

Diese Distanz hinderte nicht, daß er in gegebener Situation offen von der eigenen Krankheit sprach, von der manch einer, der ihn kannte, nichts ahnte. Im Defizit sah er sich mit dem Partner verbunden, und dieser Verbundenheit gab er Ausdruck:

»Ihr Brief ... bewegt mich wohl deshalb besonders stark, weil ich selber auch nicht in guter Verfassung bin und vielleicht unmittelbarer empfinde, was Sie von sich selbst berichten. So kann das erste sein, wovon ich schreibe, daß wir uns zuzeiten sicher ungewöhnlich nahe sind. Ich meine diesen Zustand des inneren Verfalls, daß man sich selber unzuverlässig wird« (Brief vom 25. 11. 1977).

Er sah seinen Platz bei den Geängsteten, bei den Ermüdeten, bei den ›Gottlosen‹. Als ich mitteilte, ich sei kein ›mündiger Christ‹, antwortete er:

»Ich bin übrigens auch kein ›mündiger Christ‹. Zumeist bin ich überhaupt kein Christ, sondern nach Sein und Bewußtsein ein Atheist ... Religiöse Gefühle und Bestrebungen habe ich nicht. Wohl aber manchmal eine Freude an der Paradoxie, daß Gott denen nahe ist, die sich ferne fühlen« (Brief vom 20. 10. 1978).

Er fühlte sich einem Menschen wie Camus sehr nahe, er sprach von dessen »bohrenden und großartigen Interpretationen des ›Absurden‹«. »Im Grunde ist ja auch Golgatha absurd«, konnte er formulieren, und: »Ich muß bekennen, daß ich dem Sinnlosen auch durch den Glauben keinerlei Sinn und Verstehbarkeit abgewinnen kann ...« Der Glaube trennte ihn von Camus, aber nicht ein Glaube, der die »Absurdität der Welt« leugnet, »sinngabend dagegen angeht«, sondern der Glaube, der aus der Verheißung lebt.

Und er fühlte sich Paulus verbunden, der von seiner ›Stärke‹ nur noch in ironischer Distanz reden konnte. Tacke verstand ihn als Menschen, dem weder der innere Reichtum seiner pharisäischen Vergangenheit noch auch die hohen Erfahrungen seiner ersten christlichen Zeit mehr zugänglich waren. In einem Brief vom 24. 8. 1982 heißt es:

»Paulus zu verstehen, das wird mir immer seltener. Ich glaube, er war depressiv. Was Paulus im Blick auf das ›Sich Rühmen‹ 2 Kor. 12 schreibt, ist ein Blick in das Hochspannungsnetz einer ›Freiheit des Gebundenen‹. Aber wer kann das verstehen? ... Jedenfalls hat der Paulus in seiner pharisäischen Phase ... sich pudelwohl

gefühlt. Man hat ja manchmal sogar den Eindruck, als sei dem Paulus in der ›Freiheit‹ des Evangeliums vieles vergangen, so daß er ›eigentlich‹ ärmer geworden ist. Ein verarmter Verwandter des verachteten Christus ...« (vgl. zu seiner Paulus-Interpretation auch »Glaubenshilfe als Lebenshilfe«, 157–159).

Er fürchtete jedes zu »wissende« Wort, das der Absurdität der Welt und der Erfahrung eigenen Defizits nicht gemäß war:

»Es fällt mir immer schwerer, für solche Erfahrungen des Unverständlichen und Schrecklichen eine quasi theologische Deutung anzubieten. Etwa: ›Was Gott tut, das ist wohlgetan‹ oder ähnliches. Was tut denn Gott eigentlich? Und was wären diese ›Vorsehungs- und Prädestinationsbekenntnisse‹ eigentlich wert. Die entsprechenden ›Vertrauenslieder‹ im Gesangbuch sind mir einfach zu fromm und zu ›wissend‹ ... Irgendwelche Spuren der (pädagogischen) Liebe Gottes kann ich im Labyrinth des unendlichen Lebens nicht entdecken ...« (Brief vom 4. 2. 1979).

Ja, ihm schien, man müsse »im Glauben ärmer werden«, so schmerzlich das ist, nämlich an Reichtum des Wissens und der Erfahrung; nur im Verzicht auf Sinngebung durch den Glauben und im Verzicht auf religiöse Erfahrungen machen wir uns fest an der Verheißung und verzweifeln nicht an der Absurdität des Lebens:

»Das, worauf wir im Glauben hoffen, wird nicht nur die Verluste an Freude, sondern auch die Sinnverluste überwinden. Eher nicht. Aber das kann Ihre Frau Mutter nicht mehr erkennen. Sie müßte sozusagen in ihrem Glauben ärmer werden. Und Verarmungsprozesse sind schwieriger als das Gegenteil ...« (Brief vom 4. 2. 1979).

Im Schutzbereich des Namens, vertraut mit Gesprächsführung, begabt mit Empathie, war Helmut Tacke frei zu einem seelsorgerlichen Gespräch, das er selber gern mit der Kunst der Improvisation verglich. Hier gab es nun eine Vielfalt von Möglichkeiten, je nach der Situation.

Nach einem längeren Gespräch über eine Ehekrise, in dem der theologische Bereich überhaupt nicht berührt worden war, sagte er zu mir: »Vielleicht haben Sie etwas Frömmeres erwartet?« – aber es war für mich genau richtig gewesen. – Mit knappem Hinweis auf die psychologischen Gegebenheiten lockerte er meine Verkrampfung, als meine Mutter beim Tod meines älteren Bruders mir Vorwürfe machte: »Ihre Mutter ist ein Meister der Verdrängung« (nüchtern, und zugleich mit einem Schuß Respekt und Humor). – Aber er machte mich auch aufmerksam auf die »Kunst der Lindigkeit«, gegründet in dem Wort ›der Herr ist nahe‹:

»Ich kann gut verstehen, daß es immer wieder die alten Konfliktebenen sind, wo es zum Scheitern kommt. Es braucht so etwas wie die Kunst der ›Lindigkeit‹ (Phil 4), wenn die sonst tragende Beziehung problematisch wird. Das Zusammenleben mit Ihrer sehr ungewöhnlichen Mutter verlangt Kräfte, die aus der inneren Balance kommen müßten. Das aber ist eben manchmal nicht möglich« (Brief vom 25. 11. 1977).

Die »Kunst der Lindigkeit« hatte für Helmut Tacke zu tun mit der »Kategorie des Humors«, und natürlich wußte er, daß man beides sich nicht abfordern kann.

Das Wort der Bibel war ihm vertraut; er las die Bibel nicht als heiliges Buch, sondern eher als Protokoll von Seelsorgegesprächen, aus denen uns ein Mensch in womöglich ähnlicher Situation entgegentritt. Er fand, »jeder Mensch« finde sich in der Bibel »in bester Gesellschaft«. So wurde ihm das biblische Wort mischungsfähig mit der Situation seines Gesprächspartners und brachte in das Gespräch jenes »dritte konstitutive Element« hinein, dessen beide, der Seelsorger und sein Partner, bedürfen.

Als mein Bruder nach einem Autounfall eine Woche im Koma lag, ohne daß die Beatmungsmaschine abgestellt werden durfte, sagte ich zu ihm: »Ich weiß überhaupt nicht, wo ich hindenken soll, verstehen Sie wohl, was ich meine?« »Ich glaube, ja«, antwortete er zögernd (in vorsichtiger Einfühlung), »vielleicht könnten Sie denken in Richtung jenes äußersten Meeres aus Psalm 139.« So öffnete er mir eine neue Perspektive, meine Situation verschränkend mit dem biblischen Wort.

In diesem Sinn heißt es in »Glaubenshilfe als Lebenshilfe«:

»Die weitererzählte biblische Geschichte ist vermischungsfreudig im Blick auf die eigene Geschichte der Sorgenden und bringt in die Stagnation der beladenen Gedanken einen Aufbruch zu neuer Selbst-Erkenntnis: daß das ›Selbst‹ des Menschen in der Geschichte des Evangeliums mitaufgehoben ist und Anteil hat an der Freiheit, die Christus gebracht hat« (109).

»Geht es in der evangelischen Seelsorge um das partnerschaftliche Gespräch, so schafft erst das *dritte* konstitutive Element der Seelsorge, das Wort des Evangeliums, das nicht aus dem Labyrinth menschlicher Religiosität heraufsteigt, sondern das gesagt und gehört werden muß, die spezifische seelsorgerliche Relation zu der Zukunft des Menschen, die der Glaube ergreift« (277 f.).

Das Ziel seiner Gespräche war nicht, den Partner zur ›Selbstverwirklichung‹ zu führen. Helmut Tacke fürchtete die »Selbstvergiftung«, wenn der Mensch sich wieder und wieder nur mit sich selbst beschäftigt. »Wenn die tiefste Erfahrung des Menschen immer wieder nur der Mensch ist, dann tritt diese ›Selbstvergiftung‹ auf« (Brief vom 24. 2. 1982). Er verstand den Menschen als »defizitäres Wesen«, angewiesen auf den Partner, auf den Austausch im Gespräch, aber vor allem angewiesen auf die Ansprache durch Gott. Hier mag auch genannt sein, daß er gern das Nietzsche-Wort zitierte vom Menschen als dem ›Pfeil der Sehnsucht nach dem anderen Ufer‹. Nicht in sich findet der Mensch seine Identität, sondern er findet seine Identität ›in Christus‹.

Deshalb heißt es in »Glaubenshilfe als Lebenshilfe«: »Evangelische Seelsorge hat kein anderes Ziel als die christologische Interpretation der Existenz. Das soll nicht bedeuten, daß sie sich psychologischer Zugänge zum Menschen verschließen müßte. Sie kann aber den Menschen nicht

anders sehen als »mit Christus gestorben und auferweckt« (Röm 6,8)« (108).

Helmut Tacke lebte aus der Hoffnung auf das »Jenseits« der Gnade Gottes, und auf dieses »Jenseits« versuchte er den Blick des Gesprächspartners und besonders auch des Trauernden zu richten – Beim Tod meiner Schwester erinnerte er mich an Jesu Wort »Es ist vollbracht«, und als mich immer wieder die Gedanken an sie quälten, die im Leben keinen Raum mehr für sich gefunden hatte, zitierte er die Zeilen von Paul Gerhardt: »Lasset fahrn, o liebe Brüder, was euch quält, was euch fehlt, ich bring alles wieder«, und machte mich auf die Auslegung Bonhoeffers zu diesem Vers aufmerksam (Widerstand und Ergebung, München 1954, 126).

Wie sein Lehrer Hans Joachim Iwand wollte er den Tod, die Todverfallenheit der Welt und zugleich die Botschaft der Auferstehung ganz ernst nehmen: »Musikalisch ausgedrückt, möchte ich am liebsten von »Bitonalität« sprechen. Es geht um die »Auswirkungen des neuen Lebens in einer dem Untergang entgegentreibenden Welt« ... »Das Jenseits des Todes« (Formulierungen aus einem Aufsatz der Verfasserin über H. J. Iwand). Ja, das ist es. Ohne dieses Jenseits haben wir und unsere Toten keine Hoffnung. Die Gnade Gottes hat offenbar ihre eigentümliche Heimat in diesem »Jenseits« und nicht in unserem verabsolutierten Diesseits ...« (undatiert Brief).

In der Ausrichtung auf dieses Jenseits hatte auch Helmut Tackes Humor seinen Ort, und sein in manchen Gesprächen so befreiendes Lachen war, denke ich, ein Osterlachen.

II. Exemplarische Texte

A. *Thesen zur Situation der Seelsorge (bisher unveröffentlicht)*, verfaßt von Helmut Tacke 1976 im Anschluß an sein Buch »Glaubenshilfe als Lebenshilfe«

»1. Die Relevanz der Kirche wird heute an ihrer seelsorgerlichen Praxis gemessen. Sowohl die Liebe zur Kirche wie die Kritik an der Kirche konzentrieren sich gegenwärtig auf die Frage nach ihrem seelsorgerlichen Handeln. Dieser Aspekt bedeutet für jede Gemeinde eine Herausforderung und eine Erwartung, die uns zu neuen und ungewohnten Anstrengungen veranlaßt.

2. Im Bereich der kirchlichen Seelsorge sind Theorie und Praxis zum Umdenken und zugleich zur Ausweitung ihrer Zuständigkeit aufgerufen. Die Seelsorge will sich nicht länger als eine Hilfsfunktion für die Predigt verstehen, sondern beansprucht volle Eigenständigkeit. Sie ist nicht »der verlängerte Arm der Predigt« (Thurneysen), sondern der vielleicht einzige Arm, der auch die »Kirchenfremden« noch erreicht.

3. Die Seelsorgebewegung unserer Tage mit ihrem differenzierten Angebot an seelsorgerlicher Ausbildung und methodischen Hilfen signalisiert die ›Stunde der Seelsorge‹ und versucht, seelsorgerliches Verhalten lehr- und lernbar zu machen. Der Wille, die kirchliche Seelsorge aus traditioneller und weithin der Improvisation überlassener Praxis herauszuführen und mit verbindlichen Maßstäben zu versehen, ist anzuerkennen und zu begrüßen.

4. Der wichtigste Beitrag der von Amerika inspirierten Seelsorgebewegung ist ihre Forderung nach einer ›client-centered‹ bzw. partnerzentrierten Grundeinstellung in jeder seelsorgerlichen Begegnung. Der ›Verkündigungsauftrag‹ der Kirche kann dieser Einstellung im Wege stehen. Das Proprium der Seelsorge gegenüber Predigt und Unterricht liegt in der prinzipiellen Vorrangigkeit der Funktion, die der hilfeschuchende Partner innehat.

5. Die Seelsorgekonzeption der ›dialektischen Theologie‹ – in der Theorie, weniger in der Praxis – muß kritisch befragt werden, ob sie nicht dazu verführt, den Seelsorgepartner ›anzupredigen‹, anstatt sich den menschlichen Verlegenheiten und Sorgen auszusetzen. Zuhören und Einfühlung (Empathie) sind seelsorgerliche Qualitäten, die eingeübt werden müssen, und die sich nicht aus der ›theologischen Existenz‹ des Seelsorgers von selbst ergeben.

6. Wichtigstes Medium der Seelsorge ist das Gespräch. Das Kernproblem evangelischer Seelsorge besteht in der gesprächsgerechten Vermittlung des Evangeliums. Nicht unvermittelt kerygmatisch, sondern kasual orientiert und mit der Situation ›stimmig‹ will das Evangelium ›ins Gespräch genommen‹ werden. Nicht biblische Losungsworte, sondern die erzählte Gottesgeschichte erweist sich als vermischungsfähig mit den unaufgebbaren Elementen des Gesprächs.

7. Der Seelsorger ist kein Therapeut, sondern Zeuge. Vor der Rolle des kirchlichen Therapeuten sollte ihn der Respekt vor der dazu nötigen Spezialausbildung und vor allem der Respekt vor seiner eigenen seelsorgerlichen Möglichkeit bewahren. Als Zeuge bezeugt der Seelsorger die in Christus geschehene Seelsorge Gottes, und zugleich aber auch seine eigene Seelsorgebedürftigkeit. Kirchliche Seelsorge ermöglicht echte Partnerschaft, weil sowohl der Seelsorger wie sein Partner von der Gnade Gottes leben.

8. Seelsorger, die sich nicht bei der nonverbalen Sprache diakonischer Hilfeleistung begnügen, machen die Erfahrung, daß ihr Trost oder ihr Zuspruch oft zu ›reich‹ und kerygmatisch überfrachtet ist, als daß es der seelsorgebedürftigen Situation gerecht werden könnte. Die Konzentration auf das Evangelium vom ›gekreuzigten Gott‹ bewahrt die Seelsorge vor falschem Glanz und vor dem religiösen Deutewort.

9. Die Seelsorgebewegung unserer Tage muß darin kritisiert werden, daß sie das Leitbild Arzt-Patient auf die kirchliche Seelsorge übertragen hat. Die Kunst des seelsorgerlichen Therapeuten wird darin gesehen, die verschütteten psychischen Kräfte im Partner wachzurufen und Hilfe zur Selbsthilfe zu ermöglichen, wobei das Potential zur Selbsthilfe im Seelsorgepartner selber gesucht und

angesprochen wird. Die zugrunde liegende optimistische Anthropologie ist mit evangelischer Erkenntnis nicht zu vereinbaren.

10. Die moderne Seelsorge möchte durch den Prozeß der Annahme des seelsorgebedürftigen Menschen zugleich die Rechtfertigung durch Gott verwirklichen. Auf diese Weise wird das Christusgeschehen übergangen und die Seelsorge mit messianischen Zumutungen versehen, die abgewiesen werden müssen. Die Mitmenschlichkeit Gottes hat eine andere Qualität als unser eigenes mitmenschliches Verhalten. Die Bindung kirchlicher Seelsorge an das verbal auszurichtende Evangelium bewahrt den Seelsorger vor einer Überschätzung seiner Funktion.

11. Kirchliche Seelsorge verschließt sich nicht der Forderung nach unmittelbarer Lebenshilfe. Ihr entscheidender Beitrag liegt aber im Bereich der Glaubenshilfe, die sich als eine spezifische Lebenshilfe auswirkt. Der Glaube muß seelsorgerlich zur Sprache kommen, weil er das Leben verändert, falscher Anpassung wehrt und eine Existenerweiterung bewirkt, die wichtige seelsorgerliche Konsequenzen hat.

12. Der Trend zum seelsorgerlichen Spezialistentum entmündigt die Gemeinde in ihrer seelsorgerlichen Aufgabe. Heutige Seelsorge darf sich nicht allein auf das Pfarramt oder auf institutionalisierte Beratungsstellen beschränken. Pastorale Seelsorge braucht die kontinuierliche Funktion der seelsorgerlichen Gemeinde. Sie ist dazu berufen, die Lasten anderer zu tragen und hilflose Menschen nicht nur anzunehmen, sondern auch aufzunehmen. Die missionarische Gemeinde wird heute zuerst und vor allem seelsorgerlich in Erscheinung treten müssen. Dazu bedarf es der Schulung von Mitarbeitern, ähnlich wie es im Bereich der Telefonseelsorge geschieht.«

B. Predigt zu Weihnachten 1985 in London

In ihm liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis (Kol 2,3)

»Ich möchte versuchen, Sie heute Abend für diesen Satz zu gewinnen. Denn dies ist der Zugang zu Weihnachten. So große Dinge dürfen wir von diesem Kind in der Krippe sagen. In Ihm finden wir alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis. Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß hier in diesen Worten die Geschichte Jesu Christi so hell, so umfassend und bedeutungsvoll zur Sprache kommt, wie nur selten im Neuen Testament. Jesus steht nicht im Gegensatz zu menschlicher Weisheit und Erkenntnis. Sondern bei Ihm kommt alle Weisheit und Erkenntnis zum Ziel. Es ist sehr bemerkenswert, daß dieses Kind von Bethlehem mit aller ernsthaften Weisheit und Erkenntnis im Bunde steht. Keine Rede davon, daß der Glaube an Jesus, wie einige sagen, blind mache etwa für die Kunst oder für die Wissenschaft. Wenn Weisheit und Erkenntnis, so wie unser Schriftwort davon redet, für alles einsteht, was uns geistig und seelisch bewegt, dann kann man nur sagen, daß Jesus damit nicht konkurriert, sondern damit im Bunde steht. Bei ihm sind alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis. Das Jesuskind ist ein reiches

Kind. Arm ist die Krippe, aber reich ist der Schatz in dieser Krippe. Ein Schatz, der alle Weisheit und Erkenntnis umfaßt. Meist wird die Armut Jesu betont. Aber heute geht es um seinen Reichtum. Ich habe allen Grund, mich zu einer kühnen Interpretation aufzuschwingen und zu sagen: Alles Denken und Forschen der Menschheit ist christuszentriert. Alle Wissenschaft sammelt sich bei ihm. Die Griechen sagen: Dieses Kind ist zugleich der Kosmokrator, der Mittelpunkt der Welt. Weihnachten, Passion, Ostern und Wiederkunft Christi – das ist die Kette des Lebens. Das ist die welterhaltende und welterlösende Kraft. »Das ewige Licht geht da herein, gibt der Welt einen neuen Schein.« Bei ihm sind alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis versammelt. Diese Schatzkammer ist ohne Grenzen. Zu Bethlehem wird der geboren, in dem sich alle irdische und überirdische Weisheit erfüllt. Und wer ihn, den Christus der Welt erkennt, der ist auf geheimnisvolle Weise verbunden mit allen, die gar nicht anders leben können, als auf der Suche nach Weisheit und Erkenntnis. Ich leide darunter, daß wir Christen unseren Herrn so oft zu einem engen und moralischen Kirchenchristus machen. Als sei er gekommen, um eine Sekte zu gründen. Aber in Wirklichkeit ist er ein Weltchristus. Die Kirche ist eigentlich nur dafür da, um das der Welt zu sagen. Das Licht der Welt, das in ihm erschienen ist, hat es nicht nötig, alle anderen Lichter auszulöschen, sondern dieses Licht der Welt verkündet sich mit unseren Lichtern. Z. B.: das Licht der Freude. Unsere Freude ist auch seine Freude. Oder die Sehnsucht. Er verachtet sie nicht, sondern unsere Sehnsucht, unsere Lebenssehnsucht wird aufgenommen von seiner Menschenliebe. Oder der Friede, privat und politisch, Ziel unserer Sehnsucht. Auch unsere Friedenssehnsucht bringt uns zu ihm. Oder die Weisheit und Erkenntnis, daß wir vergänglich sind, daß wir sterben müssen. Auch das führt uns zu ihm. Oder unsere Hoffnung auf das Bleibende. Daß wir – trotz des Todes, nicht vergehen, sondern bleiben möchten, in Ewigkeit bleiben möchten, – auch damit sind wir bei ihm in guten Händen. Denn unsere Bleibe ist nicht bei uns, sondern bei ihm.

Alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis. Ich kann nicht ermessen, was das alles umfaßt. Aber mit der Geburt dieses Einen ist alles in Bewegung geraten. Ich liebe das englische Wort »involved«, weil es so gut das System der Beziehungen beleuchtet. Also: In diese Christusgeschichte von Bethlehem ist die Geschichte aller Jahrhunderte und aller Generationen »involved«.

»Alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis sind verborgen in ihm.« Wieso eigentlich verborgen? Liebe Gemeinde, sollten Sie diese Frage haben, und ich hoffe es fest, dann möchte ich mir eine besondere Mühe geben, um Ihnen zu antworten: Wer das Kind in der Krippe ansah wie die Hirten oder später die Weisen aus dem Morgenland, der sah ein Kind, dessen Unterschied zu anderen Kindern höchstens darin zu sehen war, daß dieses Kind kein Bett, sondern eine Futterkrippe hatte. Kein Leinen, sondern Stroh. Ein Armeleute-Kind. Daß in der Krippe von Bethlehem die Schätze der Weisheit und der Erkenntnis lagen, konnte niemand sehen. Darum sagt unser Wort: sie sind verborgen, diese Schätze. Ich glaube, daß der ganze Reichtum dieses Kindes und des späteren Mannes Jesus

von Nazareth für menschliche Augen verborgen war. Die ganze Geschichte Gottes auf Erden – sie ist als Heilsgeschichte eine verborgene Geschichte.

Erlauben Sie mir ein persönliches Wort. Als Pastor und als Prediger ist genau dies das Problem meines Berufes. Ich muß predigen von einer Wirklichkeit, die verborgene Wirklichkeit ist. Ich muß zum Glauben aufrufen, aber ich kann dem Glauben keine Beweise liefern. Und das ist schwer. Eine Wirklichkeit zu predigen, die noch nicht vor aller Augen ist. Einen Herrn zu predigen, den die anderen für verschollen halten. Eine Erlösung zu predigen, die andere Menschen für unmöglich halten. Aber so ist das eben. Der christliche Glaube hat es zu tun mit einer Wirklichkeit, die noch verborgen ist. Die Erlösung der Welt – noch verborgen. Der Sinn meines Lebens – noch verborgen. Aber verborgen »in Ihm«. Vielleicht sollte man den christlichen Glauben ganz einfach so beschreiben: Wir suchen, wie alle Menschen, nach den verborgenen Schätzen, der Erkenntnis, aber wir suchen sie bei Ihm. Auch die Christen sind Suchende und nicht Habende. Es ist ganz gut, daß diese Schätze noch verborgen sind. Das schließt den Hochmut aus. Weil noch keiner von uns am Ziel ist, sind wir alle unterwegs. Wir miteinander. Aber die Weihnachtsbotschaft ruft uns auf seinen Weg. Uns miteinander. Der Sinn unseres Lebens liegt bei Ihm. Die Erlösung der Welt liegt bei ihm.

Im übrigen denke ich, geht es Ihnen wie mir: Die in Christus verborgenen Schätze sind mir lieber als die schillernden religiösen Perlen, die auf der Straße liegen.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsre Herzen und Sinne in Christus Jesus, unsrem Herrn.«

III. Wirkung

Christian Möller: Der seelsorgerliche Theologe Helmut Tacke

1. Glaubenshilfe als Lebenshilfe

Die zwölf Thesen (Text A) geben Einblick in das Anliegen von Helmut Tackes Buch »Glaubenshilfe als Lebenshilfe«. Es wird deutlich, daß wichtige Wahrheitsmomente in der von der USA her inspirierten Seelsorgerbewegung durch Tacke erkannt und anerkannt wurden. Als ihren wichtigsten Beitrag sah er die Forderung nach einer »partnerzentrierten Grundeinstellung« in jeder seelsorgerlichen Begegnung. Ausdrücklich begrüßt er den Willen, »die kirchliche Seelsorge aus traditioneller und weithin der Improvisation überlassener Praxis herauszuführen und mit verbindlichen Maßstäben zu versehen« (These 3). Tacke hielt ein Umdenken in Theorie und Praxis der kirchlichen Seelsorge für notwendig. Eine Seelsorge, die nur eine Hilfsfunktion für die Predigt habe, reiche nicht mehr aus. Gegen Thurneysen betont Tacke, daß Seelsorge nicht »der verlängerte Arm der Predigt« sei, sondern der »vielleicht einzige Arm, der

auch die Kirchenfremden noch erreicht« (These 2). Der Verkündigungsauftrag der Kirche könne einer partnerzentrierten Grundeinstellung im Wege stehen. Das Proprium der Seelsorge gegenüber Predigt und Unterricht liege in der prinzipiellen Vorrangigkeit der Funktion, die der hilfesu-chende Partner inne hat. Deshalb müsse die Seelsorgekonzeption der »dialektischen Theologie« kritisch befragt werden, ob sie nicht dazu verführe, den Seelsorgepartner »anzupredigen«, anstatt sich den menschlichen Verlegenheiten und Sorgen auszusetzen. Zuhören und Einfühlung (Empathie) seien seelsorgerliche Qualitäten, die eingeübt werden müssen und die sich nicht aus der »theologischen Existenz« des Seelsorgers von selbst ergeben. Für Tacke war nicht, wie für Thurneysen, die Verkündigung, sondern das Gespräch das wichtigste Medium der Seelsorge. Das Kernproblem evangelischer Seelsorge sei die »gesprächsgerechte Vermittlung des Evangeliums«. Deshalb betonte Tacke: Nicht unvermittelt kerygmatisch, sondern kasualorientiert und mit der Situation »stimmig« will das Evangelium »ins Gespräch genommen« werden. Dafür reichten biblische Losungsworte nicht aus, sondern »die erzählte Gottesgeschichte erweist sich als vermischungsfähig mit den unaufgebbaren Elementen des Gesprächs« (These 6).

Eben weil für Tacke das freie Gespräch und die offene Begegnung unverzichtbare Medien der Seelsorge sind, konnte er freilich auch unter Kursen der Klinischen Seelsorgeausbildung leiden, die er gemeinsam mit seinen Vikaren besuchte, um das neue Seelsorge-Lernen von innen her zu erfahren und nicht bloß von außen her zu kritisieren. Was Tacke dabei erfuhr, schlug sich in »Glaubenshilfe als Lebenshilfe« (111 f.) so nieder:

»Es ist zu fürchten, daß sich die Sprache des Seelsorgers in einem wohltemperierten Mittelmaß geringer Aussagekraft bewegt. Sprechstundenstimmung mit leisen Zwischenfragen wird gern allem vorgezogen, was sich als spontane Reaktion dem Supervisorenton des Seelsorgers entwinden könnte. In allen Gedanken und Empfindungen kreist die Wachsamkeit über dem Durchhalten der gesprächstherapeutischen Regeln, und selbst die »Empathie« ist eingeplant und methodisch abgesichert. Selbstverständlich wird der Meister der Gesprächsführung von solchen Begrenzungen unmittelbarer Reaktionen nicht sonderlich eingeengt. Die »Schüler« aber – und viele Seelsorger kommen über diesen Status nicht hinaus – reflektieren sprechend die erlernten Regeln und regeln reflektierend den Fluß der Kommunikation. Kein Wunder, wenn solchen Gesprächen nur ein zahmes Gefälle innewohnt. Das Studium entsprechender Gesprächsprotokolle kann Zug um Zug eng ineinander verzahnten Spuren folgen, die das Gespräch zu einem mühsamen Ergebnis führen. Vom Leben einer offenen Begegnung ist nicht viel mit eingeflossen.«

Tacke kritisiert an der neuen Seelsorgebewegung, daß hier der kerygmatische Teufel pastoraler Beredsamkeit durch einen therapeutischen Beelzebub stummen Zuhörens ausgetrieben werden soll. Wichtig ist zwar, daß der Seelsorger zuhören kann. Mindestens ebenso wichtig ist aber, »daß er seinem Partner auch etwas zu hören *gibt*« (ebd. 115). Das methodisch kontrollierte Zuhören allein tut es noch nicht. Es kann auch dazu führen, daß ein Gespräch an einem Zuhörer erstickt, der nichts zu hören gibt und an jeder spontanen Reaktion von seiner eingeübten Methode gehindert wird. Daß also die Seelsorge nur von einem kerygmatischen Regen in eine therapeutische Traufe geraten sei, war Tackes Kritik an der neuen Seelsorgebewegung. Das Gespräch werde hier zwar gewollt, aber doch wieder durch einen neuen Methodismus eingeengt.

Tackes Frage war, ob das Modell von Therapeut und Klient, das für eine psychotherapeutische Behandlung durchaus sinnvoll sei, in der kirchlichen Seelsorge einen Platz haben könne, oder ob es nicht die seelsorgerliche Begegnung und das freie Gespräch auf eine neue Weise wieder einenge. »Klient« – das ist ja nach römischer Herkunft der »Abhängige«, der »Hörige«; Therapeut und Supervisor aber sind Mächtige. War die Seelsorgebewegung ausgezogen, ein kerygmatisches Gefälle von Beichtvater und Beichtkind zu durchbrechen, so setzte sie an deren Stelle nur ein neues Gefälle von Therapeut und Klient, von Supervisor und Supervisant, das sich obendrein den Anschein eines wissenschaftlichen Anspruchs gibt. Tacke sah voraus, daß eine Seelsorge, die sich nicht den Normen, Settings und Standards der Seelsorgebewegung mitsamt der aus ihr hervorgegangenen Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie unterwirft, als unwissenschaftlich und minderwertig disqualifiziert wird. »Das hierarchische System dieser Seelsorgekonzeption tritt unverblümt ans Licht. Seelsorge ohne psychotherapeutische Ambitionen ist per se minderen Ranges« (Mit den Müden ..., 127). Für Tacke waren die Anzeichen dieser Entwicklung ein Ansporn, neue Freiräume für ein wirklich freies Gespräch und für die wahrhaft offene Begegnung in der Seelsorge jenseits von kerygmatischen und therapeutischen Einengungen zu suchen.

2. *Mit den Müden zur rechten Zeit zu reden*

Im Anschluß an Kornelis Heiko Miskotte erinnert Tacke daran, daß im Alten Testament der Name Gottes nicht gepredigt oder verkündigt, sondern »ergriffen, erkannt, erzählt, gefürchtet, gelobt, bekannt, auch wohl gesucht und erwartet« werde. Gottes Name ist nicht angewiesen auf die Kunst seelsorgerlicher Applikation. Es spreche vielmehr für sich selbst

und breite seinen eigenen Schutzraum aus. Er ermögliche Gelassenheit und entkrämpfe die seelsorgerliche Begegnung, die nun nicht mehr unter missionarischem Erfolgszwang oder unter therapeutischem Methoden- druck stehen muß. »Im Schutzbereich des Namens« dürfen in der seelsorgerlichen Begegnung Unsicherheit, ja sogar Angst zugelassen werden, und zwar auf der Seite des hilfesuchenden Menschen ebenso wie auf der Seite des Seelsorgers, der sich seines Zuhörens und seines Redens keineswegs mehr so sicher ist wie im Rahmen eines kerygmatischen oder eines therapeutischen Konzeptes. »Im Schutzbereich des Namens« breitet sich für das seelsorgerliche Gespräch eine Gelassenheit aus, die frei dazu macht, »die Seelsorge ganz bei der Sache Gottes und zugleich ganz bei der Sorge des Menschen« zu lassen.

»Im Schutzbereich des Namens« bekommt auch die Bibel im seelsorgerlichen Gespräch einen angemessenen Raum, in welchem sie ebenso vor autoritär-biblizistischem Mißbrauch wie vor beliebiger Verwendung bewahrt bleibt. Tacke spricht von einer »bibelorientierten Seelsorge« und grenzt sich darin gegen eine biblizistische Seelsorge ab. Es kommt auf ein »seelsorgerliches Umsprechen biblischer Inhalte« an, um durch die »Abständigkeit biblischer Sprache« ein freies seelsorgerliches Gespräch nicht abzutöten, sondern zu vertiefen. Das ist die entscheidende Bedingung, die Tacke immer wieder macht, daß das seelsorgerliche Gespräch frei bleibt zu dem, was jetzt zwischen den Seelsorgepartnern an der Zeit ist und im Schutzraum von Gottes Namen sein will. Deshalb gilt weder die Angst, es könne etwas verpaßt werden, wenn die Bibel nicht zu Wort kommt, noch gilt die Angst, einem Menschen zu nahe zu treten, wenn ihm ein biblisches Wort an die Hand gegeben wird. Für Tacke gilt einzig die Kategorie der »Vermischungsfähigkeit« der Bibel, und d. h. der Bibel die Chance zu lassen, daß sie sich in ein freies Gespräch und in eine offene Begegnung als eine dritte Stimme einmischen kann, die dem Gespräch Farbigkeit, Bereicherung, Vertiefung gibt.

Bei Paulus findet Tacke in der Paraklese ein seelsorgerliches Reden, das weder unter kerygmatischem Verkündigungszwang noch unter therapeutischem Schweigedruck steht. Parakalein meint ebenso Zureden wie Mahnen, Einladen, Bitten und Trösten. Parakletische Rede ist die »Sprache des Herzens«, weil sie »von Herzen« kommt und »ins Herz« gesprochen wird. Sie enthält ein dialogisches Moment und verwirklicht sich nur gesprächsimmanent. Ursprünglich heißt parakalein »herbeirufen«, und das ist für Tacke das Urmodell aller Seelsorge: »Der in Not geratene Mensch ruft einen andern herbei« (Glaubenshilfe, 93). Eine parakletische Seelsorge, die vom Herbeirufen des in Not geratenen Menschen ausgeht, ist

für Tacke wahrhaft partnerzentrierte Seelsorge, die sich der Not des Nächsten zuwendet und so bei dem Nächsten bleibt, um auf ihn zu hören, mit ihm zu gehen, und das »im Schutzbereich des Namens«.

Bibelorientierte Seelsorge heißt bei Tacke also nicht, die biblische Botschaft auf den Kopf zuzusagen, sondern sie »mischfähig« in das Seelsorgegespräch einzubringen. Dann kommt Überraschung in das Gespräch hinein, vielleicht auch Nachdenklichkeit oder Verfremdung, vielleicht auch Dissonanz. Doch, so fragt der Musiker Tacke, was wäre Musik ohne Dissonanz?! So langweilig eine bloß harmonische Musik ist, so wenig hält Tacke von Seelsorgegesprächen, die nur glatt aufgehen, indem ein Kerygmater seine Botschaft an den Mann gebracht oder ein Therapeut seine eingeübten Haltungen und Methoden bewahrt hat.

Die Weihnachtspredigt über Kolosser 2,4 (Text B) scheint mir ein treffliches Beispiel für den seelsorgerlichen Prediger Helmut Tacke zu sein, der um das innere Mitgehen der Gemeinde gleichsam wirbt und dabei der erste Hörer seiner eigenen Predigt ist. Diese Predigt ist ganz und gar dialogisch angelegt, sowohl in äußerer wie noch mehr in innerer Hinsicht. Leidenschaftlich wirbt der Prediger um das Mitgehen und um die innere Zustimmung der Gemeinde zu einer Verborgenheit, die uns zum Heil geschieht. Ganz persönlich spricht Tacke die Menschen an: »Erlauben Sie mir ein persönliches Wort. Als Pastor und als Prediger ist genau dies das Problem meines Berufes. Ich muß predigen von einer Wirklichkeit, die verborgene Wirklichkeit ist.« Er redet den Menschen nicht aus dem Herzen, sondern *zum Herzen* von einer Wirklichkeit, die gerade um des Menschen willen außerhalb seiner selbst bleiben muß, in Christus. Gerade so kommt Christus den Menschen zugute, wenn er »extra nos pro nobis« zum Heil des Menschen wird.

Diese Predigt ist auf der homiletischen Ebene ein Beispiel für Tackes Seelsorgeverständnis. Die leidenschaftliche Betonung des Extra me ist kennzeichnend auch für den Seelsorger Helmut Tacke. Es geht nicht um ein fern abliegendes, den Menschen nicht berührendes Extra nos. Es geht vielmehr um etwas, was um des Menschen willen außerhalb des Menschen bleibt. Deshalb wirbt ja Tacke auch in seiner Predigt so sehr um die Zustimmung und um das Einverständnis der Hörer, daß es gerade zu ihrem Heil sei, wenn die in Christus liegenden Schätze noch verborgen sind. »Das schließt den Hochmut aus. Weil noch keiner von uns am Ziel ist, sind wir alle unterwegs. Wir miteinander.« Das Extra nos hat einen den Menschen entlastenden Charakter. Ich muß mich nicht selbst erlösen. »Die Erlösung der Welt liegt bei IHM.« Ich muß nicht den Sinn meines Lebens selbst produzieren: »Der Sinn unseres Lebens liegt bei IHM.« In

solchen Sätzen wird gerade den Menschen ein seelsorgerlicher Raum außerhalb ihrer selbst eröffnet, die in sich selbst nur Sinnlosigkeit, Dunkelheit und Abgründigkeit finden können. Übrigens gehörte auch Helmut Tacke selbst zu diesen Menschen, zumindest dann, wenn ihn seine Depressionen überschatteten. Dann wurde er in besonderer Weise zum ersten Hörer solcher Sätze wie: »Der Sinn meines Lebens – noch verborgen. Aber verborgen in Ihm.«

Christian Möller (Hg.)

Geschichte der Seelsorge in Einzelporträts

Band 3

Von Friedrich Schleiermacher bis Karl Rahner

Mit 23 Abbildungen

Vandenhoeck & Ruprecht
in Göttingen und Zürich